



BLICK IN DIE GESCHICHTE

Karlsruher stadthistorische Beiträge Nr. 100 · 20. September 2013

Rückblick I

25 Jahre „Blick in die Geschichte“

von Manfred Koch

Mit dem Film „Heimat – Eine deutsche Chronik“ gelang Drehbuchautor und Regisseur Edgar Reitz 1984 ein außerordentlicher Erfolg. Mit seiner Filmmerzählung über die Schicksale der Bewohner des fiktiven Hunsrückdorfes Schabbach zwischen NS-Diktatur, demokratischem Wiederaufbau und bundesrepublikanischem Wirtschaftswunder traf er auf ein damals verbreitetes Geschichtsinteresse. Dieses manifestierte sich sowohl im Zuspruch für große Ausstellungen wie in zahlreichen Geschichtswerkstätten, die sich der jeweils eigenen Geschichte vor Ort zuwandten. Auch in Karlsruhe hatte sich dieser dem Jahrzehnt rückblickend attestierte „Geschichtshunger“ mit Publikationen wie den Briefen Ludwig Marums aus dem KZ Kislau (1984) und der Schilderung der Ereignisse in Karlsruhe 1945, dem Jahr in dem der Zweite Weltkrieg endete (1985), bereits bemerkbar gemacht.

Das „Forum für Stadtgeschichte und Kultur“

Diesem Zeitgeist entsprangen auch Initiativen des Gemeinderats, die eine Aufarbeitung und breitere Vermittlung der Stadtgeschichte wünschten. Umfassend beantragte die FDP-Fraktion 1986 die Schaffung eines „Forum Kultur und Geschichte“. Nach Vorberatungen in der Stadtverwaltung formulierte der Kulturausschuss des Gemeinde-

rats schließlich im Juni 1988 folgende Ziele für das „Forum für Stadtgeschichte und Kultur“: Koordination und Vernetzung stadthistorischer Aktivitäten unterschiedlicher Institutionen, Initiierung neuer auch gemeinsamer Vorhaben, verstärkte Teilhabe der Bürgerinnen und Bürger an der Stadtgeschichte. Das „Forum“ erhielt bewusst nicht die Form eines Vereins. Es basiert bis heute auf der Infrastruktur des Stadtarchivs. Nicht die amtliche Meinung der Stadt sollte präsentiert werden, sondern das in unterschiedlichen Institutionen und bei Privatpersonen vorhandene Fachwissen. Als Leiter des „Forum“ konnte der Präsident des Oberschulamtes i. R. und Historiker Dr. Leonhard Müller gewonnen werden.

Als konkrete erste Aufgaben des „Forum“ wurden formuliert: 1. Mitwirkung am Konzept für das Stadtjubiläum im Jahr 1990 sowie die Einleitung einer kontinuierlichen Stadtgeschichtsschreibung, 2. Arbeitsgespräche mit Vertretern historisch arbeitender Institutionen von den Archiven bis zur Universität, 3. Herausgabe einer vierteljährlichen Beilage zur Stadtzeitung mit dem Titel „Blick in die Geschichte. Karlsruher stadthistorische Beiträge“ und 4. Öffentliche Foren mit Vortragsveranstaltungen zu historischen und gegenwartsnahen Themen.

Fortsetzung Seite 2



1784 – 1857

Foto: Stadtarchiv

Karl F. Nebenius

Er gehört sicher zu den wirkungsmächtigsten Beamten die Baden je hervorgebracht hat. Schon 1885 attestierte ihm F. v. Weech „einen weiten Blick und eine seltene Vielseitigkeit des Wissens“ und „eine umfassende Wirksamkeit als Politiker und Gelehrter.“

Geboren als Sohn eines badischen Beamten in der linksrheinischen Exklave Rhodt, 1792 von den Franzosen vertrieben, besuchte Nebenius 1793 bis 1802 das Karlsruher Gymnasium, studierte dann in Tübingen Jura sowie Finanzwirtschaft und trat 1807 in den badischen Staatsdienst. Nach langer Beschäftigung im Finanzministerium wechselte Nebenius 1824 in das Innenministerium. Dort avancierte er 1838 zum Minister. Der „Geheimratsliberale“ verlor dieses Amt allerdings schon nach 18 Monaten aufgrund der Gegnerschaft zu dem reaktionären Außenminister v. Blittersdorff. Nach dessen Sturz wurde Nebenius 1845 bis 1846 erneut Innenminister und 1846 auch Präsident des Staatsrats. 1849 trat er in den Ruhestand und widmete sich, soweit seine zunehmende Sehschwäche dies zuließ, wissenschaftlichen Studien.

Seit 1811 erarbeitete Nebenius die Vereinheitlichung des badischen Steuer- und Rechnungswesens und schuf die Binnenzölle in Baden ab. Er schrieb zudem den Entwurf der neuen Landesverfassung von 1818, in der er eine Voraussetzung für die Wahrung der Kreditwürdigkeit des hoch verschuldeten Großherzogtums sah. Im Innenministerium sorgte er für einheitliche Maße und Gewichte und die Einführung des metrischen Systems. Mit der Ernennung seines Schwagers Ludwig v. Winter zum Innenminister 1830 gewann Nebenius bis 1839 den größten Einfluss auf die Staatsentwicklung. Gemeinsam mit dem Minister schuf er die neue Kommunalverfassung, die liberale Zivilprozessordnung und das Preßgesetz, das wegen seiner liberalen Regeln kurz darauf wieder aufgehoben werden musste. Zudem setzten beide die Abschaffung des Zehnten und der Frohnden durch. Mit der Reorganisation des Polytechnikums sorgte Nebenius für dessen erfolgreiche Entwicklung und mit der Einrichtung des Gewerbeschulwesens wurde er zum Begründer der heutigen dualen Berufsausbildung. Schließlich gehörte Nebenius seit 1818 zu den Vordenkern des 1836 verwirklichten Zollvereins und zu seinen großen Verdiensten zählt die Durchsetzung des Baus und Betriebs der Eisenbahn in staatlicher Hand.

Nebenius besaß, wie K. J. Matz mehr als 100 Jahre nach v. Weech urteilte, „ein außergewöhnliches Maß an Kreativität“ und ist mit „seinen Initiativen und Maßnahmen zur Fortentwicklung von Wirtschaft, Verkehr und Bildung zu einem inneren Gründer Badens geworden.“ Auf dem Alten Friedhof in Karlsruhe ist sein Grabmal erhalten. Die Stadt benannte eine Straße und eine Schule nach ihm und die IHK Karlsruhe verleiht für besondere Verdienste die Nebenius-Medaille. Manfred Koch

Der 100. „Blick in die Geschichte“

Grußwort des Oberbürgermeisters

Zu dieser 100. Ausgabe des „Blick in die Geschichte“ gratuliere ich zunächst allen Karlsruherinnen und Karlsruhern. Sie erhalten seit 25 Jahren vierteljährlich als Beilage in der Stadtzeitung fundierte und zugleich allgemeinverständlich formulierte stadthistorische Informationen zu einem breit gefächerten Themenspektrum. Damit wird den Alteingesessenen wie den neu Hinzugezogenen ihre Stadt nahe gebracht, Verständnis für ihr Herkommen und Interesse für ihre Entwicklung geweckt. Nach 25 Jahren ist der „Blick in die Geschichte“ somit ein wichtiger Mosaikstein in der kulturellen Vielfalt Karlsruhes. Er ist ein Markenzeichen für die kontinuierliche stadthistorische Arbeit geworden, die in den alle fünf Jahre erscheinenden Sammelbänden dokumentiert wird.

Glückwünsche und Dank gelten auch den Herausgebern, denen es gelungen ist, viele Autoren und Autorinnen zu motivieren, ihr stadthistorisches Fachwissen oder ihre Spezialkenntnisse für die interessierte Leserschaft aufzubereiten. Ohne ihr bürgerschaftliches Engagement wäre der „Blick in die Geschichte“ nicht denkbar. Sie haben tatkräftig dazu beigetragen, dass Stadtgeschichte ihren Stel-

lenwert hat und nicht zu Zierrat, Kulturalibi oder Anekdotenschatz verkümmert. Ihnen galt und gilt das Nachdenken über die Geschichte unserer Stadt nicht als geistreiche Spielerei, sondern als geistige Standortbestimmung und im besten Fall auch schon als Zwiesprache mit unserer Zukunft.

Der „Blick in die Geschichte“ erfüllt mit seinem Angebot zur Identifikation mit unserer Stadt den Kulturauftrag, die historische Identität der Kommune zu bewahren und weiter zu tragen. Zu danken ist auch dem Gemeinderat, der vor 25 Jahren den nachhaltig wirkenden Beschluss zur Bildung des „Forum für Stadtgeschichte und Kultur“ fasste und damit die Herausgabe des „Blick in die Geschichte“ ermöglichte. Meinen Amtsvorgängern Professor Dr. Gerhard Seiler und Heinz Fenrich schließe ich mich in dem Wunsch an, dass es auch in Zukunft viele Bürgerinnen und Bürger für wichtig halten, einen Blick in die Geschichte ihrer Stadt zu wagen.

Dr. Frank Mentrup, Oberbürgermeister

Die vorgesehene Evaluierung der Aktivitäten des „Forum“ nach dem Stadtjubiläum ergab, dass bei Gründung des „Forum“ 1988 von diesem kein Einfluss mehr auf die bereits fortgeschrittenen Planungen für das Stadtjubiläum genommen werden konnte. Eine kontinuierliche Stadtgeschichtsschreibung und Publikationstätigkeit existierte zu dem Zeitpunkt dank der seit 1985 verbesserten Personalausstattung des Stadtarchivs bereits und bedurfte keiner weiteren Unterstützung. Das Stadtarchiv war inzwischen durch Arbeitskontakte bestens vernetzt mit den Archiven, Museen, Bibliotheken und der Universität. Als auch in Zukunft unverzichtbare Säulen des „Forum“ galten dagegen der „Blick in die Geschichte“ und die Vermittlung von Stadtgeschichte durch Vortragsveranstaltungen.

Vortragsreihen und Stadtführungen

Den ersten Vortrag hielt 1989 der damalige Leiter des Generallandesarchivs, Professor Dr. Hansmartin Schwarzmaier. Dem folgten jährlich bis 2003 Vortragszyklen unter anderem zu Karlsruhe in den 1950er Jahren, zur Technikgeschichte, zur Sozialgeschichte in drei Jahrhunderten, zur Theatergeschichte und zum Musikleben in Karlsruhe, dabei wurden oft auch Gespräche mit Zeitzeugen veranstaltet. Das Thema von elf Vorträgen im Jahr des Stadtjubiläums lautete „Leben in der Fächerstadt. 275 Jahre Karlsruhe“. In einer Besprechung der veröffentlichten Vorträge war zu lesen: „Der Zyklus wurde zur gemeinsamen Plattform nicht nur für Vertreter der Museen, Archive und Bibliotheken, sondern auch der Universität, der Stadtverwaltung und – last but not least – der Politik. Auf diese integrierende Rolle als Ausdruck von Stadtkultur darf das Forum mit Recht stolz sein.“ Jedes Jahr gab es zudem eine themenspezifische Stadtführung.

Diese Aktivitäten des „Forum“ haben Schule gemacht. Zu Beginn des neuen Jahrhunderts gab es zahlreiche andere Vortragsangebote durch unterschiedliche Foren sowie Institutionen und thematische Stadtführungen organisierte in größerer Zahl der Verein „stattreisen“. Daher beschloss der



Die Sammelbände des „Blick in die Geschichte“ 1988–2008. Foto: ONUK, Bernhard Schmitt

Kulturausschuss des Gemeinderats 2004, dass Vorträge und Stadtführungen entfallen können.

Der „Blick in die Geschichte“

Dagegen sollte der „Blick in die Geschichte“ weiterhin herausgegeben werden. „Trotz oder gerade in Zeiten knapper Kassen ist es wichtig, dass wir so eine Publikation für die Stadtgeschichtsschreibung, vor allem für die Bürgerinnen und Bürger weiterführen“, stellte Oberbürgermeister Heinz Fenrich 2004 fest, als der neue Herausgeber Professor Dr. Peter Steinbach vorgestellt wurde, dem 2007 Dr. Manfred Koch folgte.

Damals war die Erfolgsgeschichte des „Blick“ bereits 15 Jahre alt. Dazu hat sicher beigetragen, dass das Erscheinen der „Karlsruher stadthistorischen Beiträge“ nicht eigenständig und auf Hochglanzpapier konzipiert, sondern seit Dezember 1988 als vierteljährliche Beilage zur StadtZeitung herausgegeben wurde. Damit konnten erstmals alle Karlsruher Haushalte mit stadthistorischen Themen erreicht werden, und die Ausgaben seit 2003 sind auch im Internet abrufbar.

Mit der offenen Struktur des „Forum“ und dem „Blick“ war beabsichtigt, Institutionen und Privatpersonen für eine verstärkte aktive – mit ihrem jeweiligen Fachwissen – oder für die passive Teilhabe an der Stadtgeschichte eine Plattform zu bie-

ten. Die Präsentation von stadthistorischen Kenntnissen und Arbeitsergebnissen für einen großen Leserkreis machte den „Blick“ schon nach wenigen Ausgaben zu einem Mittler zwischen Fachwissen und Bürgern. Das lag und liegt auch daran, dass zur Gewinnung einer möglichst großen Leserschaft die Autoren und Autorinnen ihr fundiertes Fachwissen in allgemeinverständlich formulierte Texte fassen. Annähernd 200 Autorinnen und Autoren haben sich mit ihren 500 Beiträgen bis heute dieser Herausforderung gestellt.

Der Erfolg des Konzepts, in jeder Ausgabe eine Biografie, mehrere Aufsätze, einen „Karlsruher Blickpunkt“ und in größeren Abständen auch Interviews mit Zeitzeugen zu präsentieren, etablierte den „Blick“ als Markenzeichen für eine kontinuierliche stadthistorische und kulturelle Bildungsarbeit unterhalb der Schwelle umfangreicher Monografien oder Aufsätze. Das breite Themenspektrum reicht von historischen Ereignissen über die Baugeschichte, bis hin zu Vereinsgeschichten, es findet sich Lesenswertes über die Geschichte kultureller Institutionen, über Rechtsgeschichte, Technikgeschichte, Städtepartnerschaften genauso wie über Sportgeschichte, Biografien und manches andere. Damit können den Leserinnen und Lesern die Hintergründe dessen vermittelt werden, was sie beim Gang durch die Stadt täglich sehen beziehungsweise auch übersehen. Die steinerne Stadt erhält so historische Tiefenschärfe. Das Unverwechselbare des Nahen, des jeweiligen Lebensumfelds wird erkennbar, man kann es sich aneignen.

Einen Nachteil der Veröffentlichung in der StadtZeitung hatte Oberbürgermeister Gerhard Seiler früh erkannt: „Dieses Format im Bücherregal aufzuheben, ist einfach unmöglich.“ Es war daher eine Anerkennung für die Arbeit aller Beteiligten, als er 1993 veranlasste, die ersten fünf Jahrgänge des „Blick“ als Buch herauszubringen. Mit dem fünften Band, der noch dieses Jahr erscheinen wird, stehen dann rund 1600 Seiten stadthistorische Beiträge im Bücherregal, griffbereit zum Schmökern und, erschlossen durch ausführliche Inhaltsverzeichnisse und Personenregister, auch als Nachschlagewerk.

Rückblick II

Stadtgeschichtsschreibung im Stadtarchiv von Ernst Otto Bräunche

Die institutionelle Stadtgeschichtsschreibung und damit verbunden die Erinnerungsarbeit hat in Karlsruhe Tradition. Das Stadtarchiv wurde am 10. Juli 1885 nicht zuletzt aufgrund der Erkenntnis gegründet, dass es auch für eine junge Stadt 170 Jahren nach ihrer Gründung „nicht verfrüht sein“ dürfte, „wenn nun auch den historischen Beziehungen dieses Gemeinwesens einige Aufmerksamkeit zugewendet wird.“ Zu den Aufgaben des neuen Archivs gehörten neben der Sicherung der historischen Überlieferung die Herausgabe einer Stadtgeschichte und die Erstellung von Erinnerungstafeln. Dies – heute würde man von einem historischen Bildungsauftrag sprechen – prägt bis heute die Arbeit des Stadtarchivs.

Die Anfänge

Noch im Jahr 1885 erschien der erste Band der „Chronik der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe“, die bis 1923 fortgeführt wurde. Sie ist mit Kapiteln unter anderem über die bauliche Entwicklung, das Vereins- und Verkehrswesen, das Wetter und Statistiken immer noch eine wichtige stadthistorische Quelle. Schon bald legte Karl Gustav Fecht 1887 „im Auftrag der Städtischen Archiv-Kommission“ eine erste einbändige Stadtgeschichte vor, der acht Jahre später „auf Veranlassung des Stadtrats“ der erste Band des dreiteiligen Werkes „Karlsruhe. Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung“ von Friedrich von Weech folgte. Zum 200-jährigen Stadtjubiläum 1915 erschien „im Auftrag der Stadtverwaltung“

eine im Wesentlichen von Robert Goldschmit verfasste Festschrift.

Krise der Stadtgeschichtsschreibung

Dieses erfolgreich begonnene Zusammenspiel von Stadtgeschichtsschreibung und Stadtarchiv wurde durch den Ersten Weltkrieg bzw. dessen Folgen massiv beeinträchtigt. Die Chronikschreibung musste mit dem erst 1930 herausgebrachten Jahrgang 1923 aus Geldmangel eingestellt werden. Das Stadtarchiv war gezwungen, das 1896 bezogene und für Archiv-Zwecke umgebaute ehemalige städtische Wasserwerk dem Arbeitsamt zu überlassen, das größere Räume benötigte. Nennenswerte stadthistorische Beiträge erschienen nun lange Zeit nicht mehr: die ökonomische Krise wurde zur Krise des Stadtarchivs und diese zur Krise der Stadtgeschichtsschreibung. Erst 1965 zum 250-jährigen Bestehen der Stadt Karlsruhe nahm man einen neuen Anlauf mit einer von der Stadt finanzierten und von zwei Journalisten geschriebenen „Chronik zum Jubiläum der Stadt“, für die neue Forschungen aber unterblieben. Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, die einer gründlichen Erforschung bedurft hätte, wird mit „flotter Feder“ an der Oberfläche abgehandelt.

Die Stadtgeschichtsschreibung gewinnt Kontinuität

In dem umfangreichen Jubiläumsprogramm war das Stadtarchiv mit der Veröffentlichung des

damaligen Stadtarchivars und Volkskundlers Ernst Schneider über „Die Stadtgemerkung Karlsruhe im Spiegel der Flurnamen“ vertreten, das heute noch als Standardwerk zu den Karlsruher Flurnamen benutzt wird. In der damit begonnenen Reihe „Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs“ erschienen bis heute insgesamt 32 Bände, die Mehrzahl davon nach 1985, darunter die Geschichte des Alltags, die einbändige bis 1991 reichende Karlsruher Chronik, „Unter Strom“, die Geschichte des ÖPNV oder die Migrationsgeschichte. 1988 bedeutete die Herausgabe der beiden Bände zur Geschichte der Karlsruher Juden den Beginn einer kontinuierlichen Erinnerungsarbeit.

Eine zweite Reihe „Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte“ wurde 1992 mit einer Dissertation über Karlsruhe im 18. Jahrhundert begonnen, der 12 weitere Bände folgten, darunter eine Publikation zur Zwangsarbeit und eine deutsch-französische Quellen-Edition „Briefe aus Gurs“. Die Publikation Schloss Augustenburg begründete 2000 eine dritte Reihe „Häuser- und Baugeschichte“, in der bisher zwölf Bände erschienen sind. Die vierte Reihe „Karlsruher Köpfe“ widmet sich bedeutenden Karlsruher Persönlichkeiten, 2012 dem Architekten Josef Durm, 2013 dem Industriepionier Emil Kessler. Darüber hinaus erschienen außerhalb der vier Reihen knapp 50 Veröffentlichungen, an denen Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter des Stadtarchivs die Federführung hatten oder mitwirkten, darunter 1998 die 800 Seiten umfassende Gesamtgeschichte der Stadt. Un-

ter den Kooperationsprojekten sind der unter Federführung des Stadtarchivs Karlsruhe als Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaft hauptamtlicher Archivare im Städtetag Baden-Württemberg herausgegebene Sammelband „Revolution im Südwesten“, der Reiseführer „Straße der Demokratie“, die in Kooperation mit dem Stadtarchiv Mannheim entstandenen Kataloge zu der Ausstellungsreihe „Geschichte im Plakat“ oder die im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft zur Unterhaltung und Pflege des Deportiertenfriedhofs in Gurs herausgegebene Publikation „Geschichte und Erinnerungskultur“ zu nennen. Um auch die Geschichte der Stadtteile ansprechend zu präsentieren, erscheinen seit 1998 die „Streifzüge durch die Ortsgeschichte“, die inzwischen die in der ersten Reihe erschienenen umfassenden Ortsgeschichten von Durlach, Grötzingen und Hagsfeld ergänzen. Nach Mühlburg sind, häufig in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Bürgervereinen oder Ortsverwaltungen Streifzüge durch Beiertheim, das „Dörfle“, Rintheim, Hohenwettersbach und Palmbach gefolgt. Auch die drei von den Bürgervereinen herausgegebenen umfangreichen Stadtteilgeschichten von Rüppurr, Daxlanden und Grünwinkel wurden vom Stadtarchiv aktiv unterstützt.

Über eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift wie andere Stadtarchive verfügt das Stadtarchiv Karlsruhe allerdings nicht. Der seit 1988 in enger Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv vierteljährlich erscheinende „Blick in die Geschichte“ bietet aber die gute Möglichkeit, zumindest die kleineren stadtgeschichtlichen Beiträge mit großer Breitenwirkung zu veröffentlichen.

Der Auftrag, Stadtgeschichte zu schreiben, ist seit 1990 auch in der Archivsatzung festgelegt, wonach das Stadtarchiv neben der Bestandsbildung „die Erforschung und die Kenntnis der Stadtgeschichte“ fördert und „eigene stadtgeschichtliche Beiträge“ erarbeitet. Der Karlsruher Gemeinderat untermauerte damit die Stellung des



Kleine Auswahl der Publikationen zur Stadtgeschichte 1885–2013.

Foto: ONUK, Bernhard Schmitt

Stadtarchivs als der für die Stadtgeschichtsschreibung zuständigen städtischen Institution.

Neue Wege

Beschritt das Stadtarchiv in der Vergangenheit häufig über die Themen definierte neue Wege – eine Vorreiterfunktion hatte 1993 zum Beispiel die umfassende Geschichte der Karlsruher Frauen – so geschieht dies inzwischen zunehmend auch über neue Medien. Das 1993 zur Eröffnung der Erinnerungsstätte Ständehaus entwickelte, seinerzeit modernste multimediale historische Informationssystem wurde später als CD-ROM herausgegeben. Das als bürgerschaftliches Projekt konzipierte „Gedenkbuch der ermordeten Karlsruher Juden“ ist nicht als Buchpublikation angelegt, sondern wächst jedes Jahr im Internet auf der Homepage des Stadtarchivs um etliche Beiträge. Die Fortsetzung der Chronik seit 1992 erscheint ebenfalls nur

im Netz und auch der „Blick in die Geschichte“ ist auf der Homepage des Stadtarchivs nachzulesen. Eine Datenbank zur Geschichte der Karlsruher Sportvereine ergänzt die 2006 erschienene Publikation „Sport in Karlsruhe“. Der 1990 zum Bezug der neuen Räumlichkeiten des Stadtarchivs in der Pfandleihe gedruckten modernen Bestandsübersicht folgte deren Aktualisierung zum 125-jährigen Archivjubiläum 2010 digital im Netz. In Vorbereitung ist darüber hinaus ein Digitales Stadtlexikon, von dem wesentliche Teile bis zum 300-jährigen Stadtjubiläum vorliegen sollen. Die Stadtgeschichtsschreibung als ein wesentlicher Bestandteil der Historischen Bildungsarbeit des Stadtarchivs trägt also weiterhin dazu bei, „die Geschichte der Stadt Karlsruhe dem Bewusstsein der gegenwärtigen und künftigen Stadtbürgerschaft“ zu erhalten und damit identitätsstiftend zu wirken, wie es dem Stadtarchiv schon 1885 als Auftrag mit auf den Weg gegeben worden ist.

Reinhold-Frank-Gedächtnisvorlesung 2013

Widerstand im Nationalsozialismus – eine aktuelle Botschaft aus einem vergangenen Jahrhundert

von Angelika Nußberger

Reinhold Frank – in Szene gesetzt.

Geschichte lässt sich auf die Bühne bringen. Stellen wir uns ein modernes Theater vor, karg ausgestattet wie alle modernen Theater, mit nur einer Öllampe und einem Mann, der am Schreibtisch sitzt. Es ist der Rechtsanwalt Reinhold Frank, der an seinen Schriftsätzen arbeitet. Es ereignet sich nichts, der Mann liest, ist vertieft in die Dokumente, die vor ihm liegen, blickt nicht auf. Weil es ein modernes Theater ist, sehen wir ihm sehr lange zu. Es ereignet sich nichts. Der erste Akt.

Im zweiten Akt sitzt der Mann wieder an einem Tisch. Diesmal ist es ein runder Tisch. Die Öllampe gibt noch weniger Licht. Um den Mann gruppiert sind andere Männer, gleichen Alters, gleicher Verschlossenheit. Sie beugen sich zueinander und sprechen. Wir verstehen nicht, was sie sagen. Weil es ein modernes Theater ist, sehen wir ihnen sehr lange zu. Es ereignet sich nichts. Der zweite Akt.

Im dritten Akt ist der Mann wieder alleine. Er sitzt wieder an einem Tisch, diesmal an einem kleinen wackeligen Holztisch. Die Öllampe ist am Erlöschen. Der Mann starrt vor sich hin. Er wartet auf seine Hinrichtung. Weil es ein modernes Theater ist, sehen wir ihm sehr lange zu. Es ereignet sich nichts. Der dritte Akt.

Ein guter Regisseur würde die Hinrichtung nicht in Szene setzen. Vielleicht ließe er sie einen Sprecher verkünden. Oder man würde uns, dem Publikum, beim Verlassen des Theaters einen Zettel in die Hand drücken. Damit wir Gewissheit haben. Reinhold Frank ist hingerichtet worden.

Wir stehen auf dem Theatervorplatz. Was hat dies bedeutet? War dies das Ende? War dies der Anfang? Ich behaupte, es war der Anfang. Dieser Anfang liegt nunmehr 68 Jahre zurück. Der Anfang beginnt 1945.

Vom Vaterlandsverräter zum Helden

Wertungen ändern sich. Reinhold Frank ist im Jahr 1945 vom Vaterlandsverräter zum Helden ge-

worden. Sehr eindrücklich für den – zunächst langsamen und zögerlichen – Beginn des Umbruchs der moralischen und später auch rechtlichen Wertungen am Ende des Zweiten Weltkriegs ist eine Stelle in den Memoiren von Joachim Fest mit dem Titel „Ich nicht“. Darin werden die Reaktionen geschildert, als die in französische Gefangenschaft geratenen deutschen Soldaten am 11. Mai 1945 von der Kapitulation der Wehrmacht erfahren:

„Schon von weitem war eine erregte Auseinandersetzung zu erkennen; als ich hinzukam, sagte einer der Gefangenen gerade zu einer Gruppe Herumstehender: ‚Na, endlich Schluss! Es wurde höchste Zeit! Die Mehrzahl der Versammelten sah ihn wortlos an. Wenige Meter entfernt stand ein Feldwebel, der verschiedentlich so herrisch aufgetreten war, dass man annehmen konnte, er halte die Zeit des Herumkommandierens noch immer nicht für vorbei. Nicht ohne Schärfe fuhr er den Soldaten an: ‚Was heißt denn endlich? Dass wir den Krieg verloren haben? Wolltest du das?‘ Dabei sah er sich beifallsuchend um. Der Angesprochene, der schon im Abgehen war, machte kehrt, rückte nah an das Gesicht des Feldwebels heran und erwiderte in gedämpftem, aber uneingeschüchertem Ton: ‚Nein! Sondern dass der verdammte Krieg zu Ende ist!‘ Ein Gefreiter mischte sich ein und brüllte über die Köpfe hin: ‚War wieso ein Idiotenkrieg! Von Anfang an! Wer hat denn an den Sieg geglaubt?‘ Ein anderer rief in das zunehmende Durcheinander hinein: ‚Das Genie des Führers! Du lieber Himmel!‘ Und bald schrie einer gegen den anderen an, vereinzelt kam es zu Handgreiflichkeiten, und immer wieder fiel das Wort vom ‚Idiotenkrieg‘ und von der ‚Größe des Führers‘. Die Auseinandersetzung offenbarte, wie empfindlich der Gegenstand selbst jetzt noch war. Jedenfalls ließ sich an den Gesichtern ablesen, dass die eingeübten Reflexe bei vielen weiterhin ihren Dienst taten. In nicht wenigen Mienen spiegelte sich ein ungläubiges Erschrecken über die Offenheit, mit der sich einige über

die Hitlerzeit äußerten.“ Der große Krieg, dessen siegreiches Ende man bis zuletzt beschworen hätte, war zum „Idiotenkrieg“ geworden.

Nur wenige Monate zuvor, im Januar desselben Jahres, war Reinhold Frank noch wegen Hochverrats verurteilt und hingerichtet worden, weil er ähnlich dachte wie die Soldaten, die dies erst nach dem Ende des Krieges auszusprechen wagten. Weil er nicht an die Überlegenheit und nicht an den Sieg des nationalsozialistischen Regimes glaubte, weil er diejenigen verteidigte, die sich ihm entgegenstellten, weil er in die Planung für eine Zeit „danach“, nach einem Sturz des Regimes, einbezogen worden war.

Die Ziele und Werte, die als Hochverrat angesehen worden waren, dienten bereits gegen Ende 1945 als neue Orientierungspunkte und wurden in der politischen Arbeit der ehemaligen Mitglieder der Reinhold-Frank-Gruppe beschworen. Auch wenn die Verschwörer des 20. Juli, auch wenn die anderen Widerstandsgruppen in manchem geirrt haben mögen und man ihr politisches Programm nicht als eine Vision für unsere Zeit akzeptieren will, so erkennen wir doch – trotzdem – ihren Mut und ihr „Nein“ zum Nationalsozialismus als wegweisend auch für unsere Gegenwart an.

Seither wurden für Reinhold Frank Gedenksteine errichtet, Straßen und eine Schule nach ihm benannt. Während es im Frühjahr 1945 noch ein sehr kleiner Kreis von Freunden und Bekannten war, die sich im Verborgenen in der St.-Bonifatius-Kirche bei dem von Pfarrer Richard Dold abgehaltenen Gottesdienst trafen und trotz Verbots des „Hochverräter“ gedachten, ist es jetzt die Stadt Karlsruhe selbst, die seinen Namen mit Stolz erwähnt und zu seinen Ehren in den Bürgersaal des Rathauses einlädt.

Vom Helden zum Beschwerdeführer

Stellen wir uns vor, die Geschichte von Reinhold Frank hätte sich in einem europäischen Land im



Professorin Dr. Angelika Nußberger mit OB Dr. Frank Mentrup. Foto: Stadtbildstelle, Fränkle

Jahr 2013 ereignet. Nach einem Attentatsversuch wäre ein Verschwörungsplan aufgefliegen, die Verschwörer wären in allen Landesteilen noch am Abend desselben Tages aufgespürt und vom Geheimdienst – ohne Haftbefehl und damit auch ohne Angabe eines Haftgrundes – verhaftet worden. Auch eine Vorführung vor einem Richter hätte nicht stattgefunden. Der anschließende Gerichtsprozess würde rechtsstaatlichen Maßstäben Hohn sprechen und im Grunde nur aus einer hasserfüllt vorgetragenen Anklage bestehen. Der Richterpruch würde auf ein Todesurteil lauten.

Wir spüren – im Europa des 21. Jahrhunderts ist all dies kaum vorstellbar. So ist die Todesstrafe in allen Mitgliedsstaaten des Europarats und damit in allen europäischen Staaten außer Weißrussland abgeschafft. Für die europäischen Staaten schiebt nicht nur das nationale Recht, sondern auch das Völkerrecht einem derartigen Vorgehen der staatlichen Behörden einen dicken Riegel vor, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch. Denn es stellt dem Betroffenen konkrete Verfahren zur Beschwerde wegen Rechtsverstoßen gegen nationales und das Völkerrecht bereit, um sich zu wehren. Wahrscheinlich würde Reinhold Frank im Jahr 2013 zu einer Haftstrafe verurteilt werden. Bei dem Verfahren wäre es nicht mehr um das Große gegangen, um das Ganze, um den Mut, sein Leben für seine Überzeugung zu opfern, sondern vielmehr um die Details eines juristischen Prozesses.

Aus Helden sind Beschwerdeführer geworden. Dies ist nicht abwertend gemeint. Aber es ist eben etwas Anderes. Es fehlt die „letzte Konsequenz“, die „himmelschreiende Ungerechtigkeit“, die mit aller Dringlichkeit gestellte Sinnfrage, die für uns im Narrativ der deutschen Widerstandskämpfer so entscheidend ist.

Warum musste, nur wenige Monate vor dem Ende des „kollektiven Wahnsinns“ in Deutschland, zu einem Zeitpunkt, als das Ende schon für alle er-

kennbar war, ein ungerechtes Todesurteil noch vollstreckt werden? Warum hatten die Henker solche Eile? War dies nicht letztlich einfach absurd?

Aber gerade weil die Hinrichtung der Widerstandskämpfer so sinnlos war, war sie eben nicht das Ende, sondern der Anfang der eigentlichen Geschichte; was sinnlos war, war doch Sinn stiftend, so zumindest aus der Perspektive von heute aus gesehen.

Vom Beschwerdeführer zum Mitmenschen

Nehmen wir an, Reinhold Frank, Rechtsanwalt und Widerstandskämpfer im Dritten Reich, stünde hier und heute einfach neben uns, – hätte er uns dann etwas zu sagen? Können wir ihn einfach neben uns als unseren Mitmenschen, den wir bewundern, dem wir zuhören wollen, sehen?

Reinhold Frank ist ein leiser Held. Reinhold Frank ist ein dem Wort zugewandter Held. Er plädiert, er spricht, er streitet für seine Mandanten, aber ohne zu verletzen. Reinhold Frank ist ein verborgener Held. Er ist eher zufällig auf die Bühne der großen Geschichte getreten, und dies letztlich auch erst mit seinem Tod. Reinhold Frank ist jemand, der bei seinen Überzeugungen blieb, der nicht zurückwich, als alle zurückwichen.

Wir kennen den Satz: Sag mir, wer dein Freund ist, und ich sage dir, wer du bist. Dies mag man auch übertragen können: Sag mir, wer für dich Held ist, und ich sage dir, wer du bist.

Was also sagt es über uns aus, dass wir einen Mann wie Reinhold Frank in besonderer Weise verehren? Womit spricht uns sein Leben, womit spricht uns sein Schicksal an? Warum brauchen wir einen leisen Helden aus der NS-Zeit? Warum einen Helden des Wortes? Einen verborgenen Helden, einen Helden, den vor allem seine Standhaftigkeit auszeichnet?

Ich will drei Antworten zu geben versuchen:

Die erste Antwort ist: Weil wir uns nach einem Anti-Helden sehnen, der das Gegenteil von dem verkörpert, was der Nationalsozialismus für uns darstellte: Der herrische, zum Streit bereite Feldwebel, der neben seinen von der Propaganda geprägten Ansichten nichts gelten lässt – das ist der Gegenteil. Vorbilder, neue Vorbilder für die Zeit nach 1945 sollen vor allem anders sein als dieser herrische Feldwebel.

Die zweite Antwort: Weil es noch immer die NS-Zeit ist, die uns in unserer Geschichte am meisten herausfordert und bewegt. Dies gilt sogar für die Jugend: Im Jahr 2008/2009 beschäftigte das Thema „Helden – geehrt, verkannt, vergessen“ Hunderte von Jugendlichen. Rund ein Drittel befasste sich mit stillen Helden und Widerstandskämpfern während des Nationalsozialismus.

Die dritte Antwort: Weil wir in unserer fortwährenden Zerrissenheit, aufgrund unserer mea-culpa-Gefühlslage Menschen brauchen, die für uns Brücken schlagen zwischen der Zeit vor 1933 und der Zeit nach 1945. Reinhold Frank hatte die Brücken zu Rechtsstaatlichkeit und Demokratie zu bauen versucht, die zurückreichten in das Gedankengut der Weimarer Republik, hatte angeknüpft gegen die Ströme der nationalsozialistischen Ideologie, die sie hinwegzureißen drohten. Aber die



Reinhold Frank bei seinem Prozess vor dem Volksgerichtshof 1945. Foto: Stadtarchiv

Brücken stehen noch, für die Nachgeborenen. Für uns ist es wichtig, dass die Anfänge des Brückenbaus zurückreichen in jene düsterste Zeit der deutschen Geschichte. Als alles in sich zusammenstürzte, waren bereits die ersten Brückenpfeiler errichtet, auf die sich der Neuanfang stützen konnte. Dies lindert – zumindest ein wenig – den Bruch in unserer Geschichte und den Bruch in unserer Identität. Denn um unsere Identität geht es bei der kollektiven Erinnerung.

Stünde Reinhold Frank neben uns, könnte er uns das erklären: Dass er sich nicht von der Stelle rücken ließ, an der zu stehen er für richtig hielt. Dass man sich in „normaler“ Zeit nicht vorstellen kann, wie die Welle der Geschichte über dem eigenen Kopf zusammenschlagen kann. Dass man für Opfer bereit sein muss, da der einfache Weg nicht immer der richtige Weg und manches Mal auch nicht der akzeptable Weg ist.

Die Karlsruher und „ihr“ Reinhold Frank

Auf die Frage „Kennst du Reinhold Frank?“ würde wohl allenfalls ein kleiner Teil der Karlsruher spontan mit „Ja“ antworten. Sicherlich wüssten nur wenige, dass er „einer der ihren“ ist, der von den Schergen des NS-Regimes hingerichtet wurde, weil er dachte, dass das Recht nicht der Gewalt zu weichen habe. Wüssten sie es, so wäre ihnen seine Botschaft wichtig: die Botschaft vom Aus-der-Menge-Heraustreten und Nein-Sagen, wenn „Ja“ zu sagen das Gewissen verbietet. Denn diese Botschaft ist auch im 21. Jahrhundert aktuell wie eh und je.

Dieser Beitrag ist ein Auszug aus der Reinhold-Frank-Gedächtnisvorlesung vom 14. Juni 2013 im Bürgersaal des Rathauses. Der vollständige Text wird in einer Broschüre veröffentlicht, die im Stadtarchiv, den historischen Museen der Stadt Karlsruhe und an der Rathauspforte demnächst erhältlich ist.

Zeitzeugen berichten

Bernd Bechtold – Unternehmer, Ehrenpräsident der IHK

Blick: Herr Bechtold, Sie sind Dipl.-Ing. (FH) und haben nach Führungsaufgaben in zwei Karlsruher Dienstleistungsunternehmen im Alter von 34 Jahren die Firma b.i.g. in Karlsruhe gegründet und diese mit vielen Standorten in Europa zu großem Erfolg geführt. Sie waren zudem bis zum März dieses Jahres zehn Jahre Präsident der IHK und wurden schon einmal als „Gesicht einer ganzen Wirtschaftsgeneration“ bezeichnet. Aus Sicht der Wirtschaftsstatistik zählt ihr Unternehmen als Dienstleister zum sogenannten tertiären Sektor. Nun hat auch in Karlsruhe in den vergangenen Jahrzehnten ein Wandel in der Wirtschaftsstruktur stattgefunden, der dazu geführt hat, dass die Zahl der Beschäftigten im produzierenden Gewerbe deutlich abgenommen hat, während sie im Bereich der Dienstleistungen gestiegen ist.

Bechtold: Tatsächlich kann man rückblickend, wenn man die Zahlen betrachtet, von einer Ent-

wicklung von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft sprechen. Von 1975 bis 2012 stieg die Zahl der Beschäftigten im Bereich der IHK Karlsruhe von 314 000 auf 409 000, in der Industrie sank sie dagegen von 140 000 auf 100 000.

Blick: Für Karlsruhe, dem größten Industriestandort der Region, sank die Zahl der Industriebeschäftigten prozentual noch stärker nämlich von 44 000 auf 19 000, während sie im Dienstleistungssektor von 25 000 auf 42 000 anstieg. In Karlsruhe erinnern sich sicher viele noch an die Namen nicht mehr hier produzierender Industriebetriebe unter anderen Junker & Ruh, Singer, DB-Eisenbahnausbesserungswerk, Lubeca, Grundig, IWKA oder in Durlach Pfaff, Badische Maschinenfabrik und Ritter AG. Wie lassen sich diese Veränderungen, die auch als Deindustrialisierung oder Tertiärisierung bezeichnet werden, erklären?

Bechtold: Ich möchte zuerst unterstreichen, dass es ohne die Industrie als Basis nicht die Blüte gäbe, die der Dienstleistungssektor inzwischen erreicht hat. Dem liegt folgende Überlegung zugrunde: Ein Fertigteil, an dem früher zehn Menschen gearbeitet haben, wird heute von einem Roboter gefertigt. Der aber muss zuerst hergestellt und mit speziell entwickelter Software in Gang gesetzt werden. Zudem muss dafür gesorgt werden, dass ihm die erforderlichen Ausgangsprodukte rechtzeitig zugeführt werden. Und dahinter stehen Dienstleistungen. Unter dem Begriff werden zwar gemeinhin immer noch zuerst etwa Reinigungsdienste verstanden. Man fasst heute aber darunter etwas viel Weitergehendes. An der Rastatter Autoproduktion lässt sich das gut zeigen. Aus den Hallen rollt zwar das „Industrieprodukt“ Auto, doch dieses wird dort aus Teilen zusammengebaut, die zum großen Teil von Fremdfirmen

„just in time“ angeliefert werden. Die notwendigen Dienstleistungen sind unter anderen EDV-Anwendungen, Logistik und Koordination der Zulieferungen von zugekauften Teilprodukten. So findet man auf dem Rastatter Firmengelände eine große Zahl völlig selbstständiger mittelständischer Betriebe, die viele Elemente von der Software bis zu größeren Bauteilen für die A- und B-Klasse liefern. Andere technische Neuentwicklungen wie zum Beispiel Navigationssysteme werden ebenfalls zugekauft und von dienstleistenden Ingenieurbüros für die Marke Daimler Benz adaptiert. Wer in der Produktherstellung heute erfolgreich sein will, der muss Innovationen aufspüren und sie in den eigenen Produkten sinnvoll zusammenführen

Blick: Sie beschreiben einen industriellen Produktionsprozess, der sich von dem traditionellen Bild deutlich unterscheidet. Große Industriebetriebe hatten früher von den Entwicklungsbüros bis zum Endprodukt alle Fertigungsstufen unter dem eigenen Firmendach. Ihre Innovationen haben sie durch Patente geschützt, um den technologischen Vorsprung vor der Konkurrenz zu sichern.

Bechtold: Wir müssen uns tatsächlich die Frage stellen, liegt industrielle Produktion nur dann vor, wenn geschraubt, gebohrt und gefräst wird? Diese manuellen Arbeitsprozesse sind heute weitgehend dorthin abgewandert, wo sie billiger angeboten werden. Was aber nach wie vor in Karlsruhe und der Region geblieben ist, beziehungsweise in starkem Maße weiter entwickelt wurde, das ist die Herstellung hochentwickelter technischer Bauteile. So ist zum Beispiel die Firma E.G.O. mit Sitz in Oberderdingen einer der weltweit größten Hersteller von Technologien, Komponenten und Steuerungselektronik für Haushaltsgeräte – insbesondere Kochherde. Dadurch, dass heute der Produktionsprozess in starkem Maße durch Outsourcing spezieller Komponenten und von deren Zusammenführung geprägt ist, erhält der Begriff der Dienstleistung einen anderen Stellenwert. Es geht nicht um konsumnahe Dienste wie im Einzelhandel oder für die Freizeit. Es geht um industriennahe Dienstleistungen, die durchaus als Produktionsfaktor verstanden werden müssen. Insofern ist auch der Begriff der Deindustrialisierung nicht treffend. Was wir in den vergangenen 50 Jahren erlebt haben ist ein Veränderungsprozess, der für dynamische Volkswirtschaften nicht ungewöhnlich ist. Im Übrigen muss man auch sehen, dass jene Firmen, die Bauteile für die Autos liefern, wie etwa Bosch durch die Kooperation mit vielen Auftraggebern sehr viel mehr Input bekommen und dadurch ihre Innovationskraft sich deutlich erhöht. Wenn wir heute feststellen, dass die Zahl der Patentanmeldungen rückgängig ist, so hat das weniger mit mangelnden Innovationen zu tun. Es ist vielmehr so, dass Innovationen viel schneller in neue Produkte umgesetzt werden müssen, da sonst die Nachahmer aus Fernost zuerst auf dem Markt sind.

Blick: 1981, als Sie ihr Unternehmen gründeten, standen Outsourcing und produktionsnahe Dienstleistungen erst noch am Anfang der später boomenden Entwicklung. Haben Sie damals be-



Bernd Bechtold

Foto: privat

wusst auf Dienstleistungen gesetzt, weil Sie der Zukunftsfähigkeit dieses Geschäftsmodells vertrauten?

Bechtold: Es gibt niemanden, der in die Zukunft schauen kann. Ich wollte immer Unternehmer werden und habe diesen Schritt in einem Bereich gewagt, dessen Markt ich aus meiner vorangegangenen Beschäftigung unter anderem bei der Fiducia gut kannte. Von dem, was wir heute tun, hatte ich weder eine Ahnung, noch habe ich im Traum daran gedacht. Wir haben heute 30 Firmen, davon 15 mit völlig unterschiedlichen Aufgaben. Das ist die Basis, auf der aufbauend wir immer wieder neu kombinierte Dienstleistungen anbieten können. In Leipzig haben wir zum Beispiel die Betreuung einer Großbaustelle übernommen. Das heißt wir haben Bauzäune, Baucontainer und Baukräne gestellt, die Anlieferung durch die Lkw gesteuert, Zugangskontrolle und Sicherheit der Baustelle gewährleistet, die Stromversorgung und das Datennetz geplant und ausgeführt sowie die Abrechnung mit den Baufirmen erledigt.

Blick: Die eingangs genannten Beschäftigtenzahlen belegen, dass Sie und andere Unternehmer seit den 1980er Jahren viele neue Arbeitsplätze schaffen und so die Verluste im produzierenden Gewerbe kompensieren konnten. Was waren nach ihrer Einschätzung die Ursachen dafür, dass in Karlsruhe und der Region der Strukturwandel in der Wirtschaft ohne krisenhafte Zuspitzungen vonstatten ging?

Bechtold: Das sind im Wesentlichen zwei Gründe: Zum einen die bestens aufgestellten, von den Unternehmern selbst geführten mittelständischen

Betriebe, die dank ihrer Größe und des Engagements der Eigentümer eine rasche Reaktion auf veränderte Rahmenbedingungen ermöglichen. Und zum zweiten die exzellente Bildungs- und Forschungsinstitutionen in der Region mit dem KIT an der Spitze. Sie sind die Basis dafür, dass Ideen für neue Produkte, neue Dienstleistungen entstehen, die dann auch in den bestehenden Firmen umgesetzt oder durch Neugründungen von Betrieben auf den Markt gebracht werden. Aus den Bildungs- und Forschungseinrichtungen erwächst der Wissens- und Technologievorsprung, der unseren Produkten auch auf dem Weltmarkt eine führende Stellung verschafft. Es ist deshalb ein Riesenfehler, von Kosten für die Bildung zu sprechen. Die dort eingesetzten Mittel sind Investitionen für die Zukunft, denn wenn das Ausland uns in diesem Punkt überholt, werden wir schlechte Karten haben.

Blick: Sie haben die Bedeutung der Bildungs- und Forschungseinrichtungen angesprochen, zu denen auch etwa die Fraunhofer-Institute gehören. In der Summe haben sie Karlsruhe zur Stadt gemacht, in der die Zahl der in der Forschung Tätigen bundesweit einen Spitzenplatz einnimmt. Dank eines Schwerpunkts auf der Informationstechnologie erhielt die Region zudem den Ruf eines deutschen Silicon Valley mit anhaltend innovativen Entwicklungen im Bereich von Information und Kommunikation. Welche Rolle spielte auf dem Weg dahin die Wirtschaftsförderung durch Stadt, Land und IHK Karlsruhe etwa durch die 1984 geschaffene Technologiefabrik?

Bechtold: Mit der Technologiefabrik hat man eine sinnvolle Einrichtung geschaffen, die jungen Unternehmern, die ja teilweise direkt von den Hochschulen kommen, quasi ein Gewächshaus bietet, in dem sie langsam wachsen können. Zudem erfahren sie dort durch die Bereitstellung von Infrastrukturen eine Betreuung, die es ihnen ermöglicht, sich ganz auf die Entwicklung und den Vertrieb ihrer Produkte und Dienstleistungen zu konzentrieren. Den außerordentlichen Erfolg dieser Förderung dokumentieren die Zahlen: Seit 1984 entstanden in der Tefak 300 Unternehmen, von denen heute noch 97 Prozent bestehen. Geschaffen wurden so etwa 6.000 Arbeitsplätze. Bei der Firma Brandmaker sind es über 200, um nur ein Beispiel zu nennen. Eine Förderung durch die Gewährung lediglich eines finanziellen Zuschusses zur Firmengründung hätte sicher kaum zu diesem Erfolg geführt, hätte nicht die nötige Motivation und die erforderlichen Kräfte für die Gründungsbereitschaft freigesetzt.

Blick: Niemand kann die Zukunft voraussagen, wie Sie zu Recht gesagt haben. Gleichwohl haben wir alle die Zukunft im Blick und hegen Erwartungen und Hoffnungen.

Bechtold: Für die künftigen Entwicklungen sehe ich die Region bestens aufgestellt. Wir haben vor einigen Jahren beim Krisenreden nie mitgemacht, weil wir nicht wirklich eine hatten. Von den Erfolgsfaktoren, über die wir gesprochen haben, haben wir mehr als andere. Deshalb können wir durchaus optimistisch in die Zukunft blicken.

Die Fragen stellte Manfred Koch

Heimattage Baden-Württemberg 2017

Heimat Großstadt? von Leonhard Müller

2017 werden in Karlsruhe Heimattage gefeiert. Diese Veranstaltungsreihe wird getragen vom Landesausschuss Heimatpflege Baden-Württemberg jeweils mit einer anderen Stadt. Die Heimattage, deren Veranstaltungen sich über mehrere Monate erstrecken, gibt es seit 1978 vorzüglich in Klein- und Mittelstädten. 2008 war Ulm die erste Großstadt, die daran teilnahm, und nun in vier Jahren Karlsruhe als zweite, wo erste Planungen getroffen werden. Wer die reizvollen Heimattage im Milieu kleiner, überschaubarer Kommunen erlebt hat, kann nachdenklich werden, was wohl in einer 300.000 Einwohner zählenden Kommune geschehen soll. Heimat, das war für die geschundene Kriegsgeneration nach 1945 eigentlich nur das zu Hause, gerettet oder zerstört, keine besondere Vokabel, denn im NS-Regime wurde „Heimat“ mit dem „Blut und Boden“-Begriff rassistisch entwertet. Aber der andere Begriff der „Heimatvertriebenen“ machte deutlich, was die „Umsied-

ler“ verloren hatten, mittellos, ohne Arbeit, die in den engen Wohnungsmarkt hineindrängten, sich fremd in westdeutschen Städten fühlend. Da gab es von beiden Seiten Abwehrhaltungen gegenüber dem anderen Dialekt, den fremden Gebräuchen, der anderen Konfession. „Heimatvertriebene“ wurde ein politischer Begriff, und eine eigene Partei kämpfte für einen Lastenausgleich und neue Startbedingungen.

Das Ziel einer späteren Zusammenlegung der südwestdeutschen Staaten zu einem gemeinsamen Land mobilisierte den Heimatbegriff in vielfältiger Weise. Da war das Schrecknis eines Stuttgarter Zentralstaates, da festigte man im badischen Heimatbund eine Defensivstellung und über das Politische hinaus wurden die einzelnen Kulturregionen in ihrer Eigenart beschworen, die Pfälzer, die Alemannen, die Geschichte, die Tradition. Das Ringen um den Namen des neuen Landes zeigte die Verwirrung jener Jahre. Wer

wollte schon in „Rheinschwaben“, einem Kunststaat, leben?

Heimat Karlsruhe?

Für Karlsruhe war es ein doppelter Bruch. Einst Regierungssitz im Großherzogtum und in der Weimarer Republik, nach 1945 noch Zentrale im „Landesbezirk Baden“ des Landes Württemberg-Baden, und nun ausgeschaltet. Heimat, ein Wort, in dem auch Stolz auf eine angesehene Stadt mit überregionaler Bedeutung mitschwang, das war beschädigt. Trotz machte sich breit, erst böse, heute oft in Schwabenwitzen verzettelt.

Doch es kam anders. Karlsruhe wurde „Residenz des Rechts“, mit Forschungszentren zur „Wissenschaftsstadt“, mit wachsender Industrie in Verbindung mit der Universität Kopf einer „Technologieregion“. Und das brachte Zuwanderer aus allen Teilen der Bundesrepublik, auch aus dem

Ausland. Karlsruhe, das war nicht mehr die alte Beamtenstadt, die sich schon seit 1900 so nicht mehr verstand. Mit wachsenden Wohnsiedlungen, den Eingemeindungen benachbarter Kommunen, der zunehmenden beruflichen Mobilität ergab sich bald ein buntes Bevölkerungsbild. Man lebt zwar gern in Karlsruhe, wem ist es jedoch Heimat im engeren Sinn? Studenten kommen und gehen, machen Karlsruhe nicht zu einer Studentenstadt, Künstler vagieren, bilden kein Bohème-Viertel, Beamte und Richter aus allen Ländern wohnen in Reihenhäusern mitten unter alten Karlsruhern, auch die Migranten schaffen keine Insel. Man trifft sich in der Mittelschicht, von einigen Nobeladressen abgesehen. Ist Karlsruhe eine profillose Großstadt geworden, deren zentrale Dienste, den flüssigen Nahverkehr, das Kulturleben man zwar schätzt, was man aber auch in jeder anderen Stadt fände, ohne deshalb besondere Emotionen zu wecken? Und hier nun Heimattage?

Heimat Karlsruhe!

Wer als eiliger Journalist eine Reportage nach kurzem Besuch schriebe, dem kämen wohl Zweifel. Man muss schon länger hier gelebt haben, um zu finden, dass die Karlsruher sehr wohl wissen, wo und wie sie hier leben. Da ist natürlich zunächst die humane Nähe, in der man wohnt, die Straße, der Platz, die Läden, wo man sich trifft, miteinander spricht. Aber dann die unterschiedlichen Stadtviertel, alte, teils wieder aufgebaute, ja eingemeindete, einst ursprüngliche Kommunen. Alle haben ihre Bürgervereine, 27 an der Zahl, die sich um das Wohl und Wehe kümmern, leise Kritik an Planungen üben, manchmal laut Unterschriften sammeln, ja zu Demonstrationen aufrufen können, wenn der Nerv getroffen scheint.

Ihre Mitteilungsblätter spiegeln ein waches Bewusstsein, Verwurzelung mit der Bevölkerung. Neben früheren Dörfern mit Fachwerkhäusern, älter als Karlsruhe, liegen moderne Wohnsiedlungen ohne Tradition. Wie denkt, wie fühlt man dort?



Während 1977 zum 5. Trachtenfest auf einem Plakat ein Junge und ein Mädchen in Schwarzwälder Tracht vor den Umrisen Karlsruher Bauten Besucher begrüßten, fand 1983 das Trachtenfest mit einer Öffnung in das Internationale statt, um Teilnehmer zu interessieren. Wie wird es 2017 sein?

Foto: Stadtarchiv

In den USA wurde Ende des Jahrhunderts der Kommunitarismus in Hochschulen gelehrt, der sich gegen einen reinen Individualismus mit seinen vorherrschenden Rechten gegen den Staat wehrte und

vielmehr für die Einbettung des Einzelnen in Gemeinschaften, in politische oder kulturelle Gruppen votierte, in denen man vor allem Pflichten für den Staat erwartete. In den USA hatte man die hingewürfelten Wohnvororte wachsender Metropolen im Sinn, denen man eine Seele einhauchen wollte. Soweit ist es in Karlsruhe zwar nicht gediehen, denn hier gibt es noch viele örtliche Traditionen. Die Geschichtswerkstätten mit ihren Vorträgen, ihren Publikationen sprechen dafür. Aber es geht darüber hinaus um Werte im Zusammenleben, moralische Ressourcen zu wecken, und dafür spricht jene Zahl von 85 000 Ehrenämtern.

Man flieht nicht in Rückzugsräume, in eine romantische Spitzweg-Idylle, wiewohl Tradition auch verpflichten kann. Der moderne Heimatbegriff bedeutet jedoch nicht alleiniges Stöbern in der Asche, sondern die Glut darunter zum Leuchten zu bringen. Vorbei ist auch das Jahrzehnt jener trivialen Heimatromane, der Heimatfilme. Heute kann man unter Heimat auch die aktive Bürgergesellschaft verstehen, offen und integrationsfähig für Fremdes, mitwirkend am kommunalen Geschehen statt passives Hinnehmen in Gefühlen, als Medium praktischer Auseinandersetzung und Gestaltung menschenwürdiger Verhältnisse. Wer immer so denkt, solches spürt, fürchtet nicht die Verlorenheit im globalen Zeitalter noch die Anonymität im Digitalen, er erfährt „Daheim-Geborgenheit“, denn hier sind auch Emotionen gefragt. Wo fände man das besser als in den Gemeinschaften unserer Stadtviertel, in dieser so betrachteten Bürgerstadt? Und drum kann man auch in Karlsruhe Heimatfeste feiern, weil sie aus dem Alltag heraustretend uns vor Augen führen, was diese Stadt liebenswert macht.

Der 300. Geburtstag 2015 könnte als Präludium dienen, wenn die Bürgerschaft sich nicht nur als passiver Konsument von städtischen Events versteht, sondern selbst dazu beiträgt, ihr Profil zu zeigen. In Großherzogs Zeiten ließ man geduldig die Obrigkeit walten. Heute kann jeder mitwirken und als Mosaikstein dem Tableau Karlsruhe seine Farbe geben.

Hinrichtungen im Hardtwald 1944

NS-Mordserie im deutschen Südwesten begann in Karlsruhe

von Brigitte und Gerhard Brändle

Im Hardtwald nahe der Waldstadt steht eine riesige Betonwand, Überbleibsel eines Schießplatzes. Was dort am frühen Morgen des 1. April vor fast 70 Jahren geschah, war bis vor kurzem gut abgedunkelt. Zwar sind in einem Buch über den Karlsruher Friedhof zwölf Franzosen und zwei Belgier erwähnt, die an diesem Tag erschossen worden waren, Stichworte wie „Spionage“ und „Réseau Alliance“ bleiben jedoch ohne Erklärung. Es fehlen Namen, Biografien und noch mehr Erklärungen, wer sie wo und warum erschossen hat.

Schwierige Ermittlungsarbeit

Über Robert Lynen, einen der Erschossenen, erschien in den Badischen Neueste Nachrichten vor Jahren ein Artikel, im Internet sind die Namen der Ermordeten zu finden, mehr aber auch nicht. Erst Recherchen über verschleppte französische Widerstandskämpfer erbringen nähere Informationen.

Forschende in Belgien und Frankreich ergänzen die bruchstückhaften biografischen Angaben,

In Karlsruhe ermordet am 1. April 1944:

- Alphonse Boyer – Ingenieur – 39 Jahre – verheiratet
- Jean Danis-Burel – Filmvorführer – 24 Jahre – Deckname „Poney“
- Marcel Derome – Elektriker – 22 Jahre (Belgier)
- Marcel Felicé, Schmied – 19 Jahre (Belgier) – Deckname „Wüstenfuchs“
- Paul Flamant, Colonel, (Oberst, Chef eines Regiments) – 53 Jahre – verheiratet, drei Kinder
- Robert Lynen – Schauspieler – 23 Jahre – Deckname „Junger Adler“
- Louis Malbosc – Lehrer (zwangswise i. R.) – 59 Jahre – verheiratet, 5 Kinder – Deckname „Spürnase“
- Jean Philippe – Polizeikommissar – 39 Jahre – verheiratet, 1 Kind – Deckname „Dachshund“
- Emile Rocher – Student – 24 Jahre
- Gilbert Savon – Kaufmann – 34 Jahre – verheiratet – Deckname „Dachs“
- Camille Schneider – Ingenieur – 29 Jahre – Deckname „Jaguar“
- Georges Talon – Student – 24 Jahre
- Jean Voituret – Straßenbau-Unternehmer – 49 Jahre – verheiratet
- Georges Zeppini – Mechaniker – 25 Jahre – Deckname „Wolf“

Briefwechsel führen zu Angehörigen und zum Teil sogar zu Bildern der Ermordeten. Wahrscheinlich können nicht mehr alle 14 Biografien geklärt werden, aber das Wesentliche über die Morde im Hardtwald steht fest.

Widerstand gegen die deutschen Besatzer

Die am 1. April 1944 in Karlsruhe Erschossenen gehörten zu „Réseau Alliance“, einer französischen Widerstandsgruppe mit über 3000 Mitgliedern, die sich gegen die Besatzung ihrer Heimat durch das nationalsozialistische Deutschland wehrten. Gegründet wurde „Réseau Alliance“ von Georges Loustaunau-Lacau, ab 1941 leitete Marie-Madeleine Fourcade die Organisation, deren Mitglieder zu mehr als einem Viertel Frauen waren. Haupttätigkeiten waren das Auskundschaften von geheimen Rüstungsfabriken in Deutschland, darunter auch in Peenemünde, und von Abschussrampen für V1- und V2-Raketen sowie die Übermittlung von Nachrichten über Truppenbewegungen der Wehrmacht, über Fahrten von Versorgungsschiffen und U-Booten an die Al-



Marcel Derome



Marcel Felicé



Paul Flamant



Robert Lynen



Louis Malbosc



Jean Philippe

liierten. Mitglieder von „Réseau Alliance“ stellten falsche Papiere her für politisch Verfolgte oder Juden zur Fluchthilfe oder zum Untertauchen in die Illegalität, halfen Gefährdeten über die Grenzen und unterstützten Familien von Verfolgten oder Inhaftierten. Die Organisation hatte auch Beziehungen zu den Offizieren um Stauffenberg, wusste von den Vorbereitungen des Attentats auf Hitler und konnte Nachrichten über den Kriegsverlauf im Osten an die Westalliierten übermitteln. Wegen ihrer nachrichtendienstlichen Verbindungen zu den Alliierten, vor allem zum britischen Geheimdienst, galt sie den Nazis als gefährlichste Widerstandsgruppe. Da die Mitglieder von „Réseau Alliance“ Tiernamen als Decknamen benutzten, erhielt die Gruppe von der deutschen Abwehr die Bezeichnung „Arche Noah“.

Verhaftungen, Verhöre, Schein-Prozesse und Verschleppung nach Bruchsal

Durch Spitzel kamen die „Abwehr“, der Geheimdienst der Wehrmacht, und die Gestapo auf die Spur der Widerstandsorganisation und konnten die Decknamen wie „Jaguar, Dachshund, junger Adler, Poney“ enttarnen. Anfang 1943 wurden die zwölf später in Karlsruhe erschossenen Résistance-Mitglieder in Marseille, Béziers und im Raum Toulouse verhaftet, die beiden jungen Belgier in ihren Heimatgemeinden südöstlich von Brüssel. Die französischen Gefangenen waren am 17. Dezember 1943 aus dem Gefängnis Fresnes/Paris über Offenburg und Wolfach nach Freiburg deportiert worden. Dort verurteilte sie ein Nazi-Militärgericht, der 3. Senat des Reichskriegsgerichts Torgau, das in Freiburg tagte, in einem Schein-Prozess zum Tode. Noch im Dezember 1943 verschleppten die Nazis sie ins Zuchthaus Bruchsal.

Schon im April 1943 hatte das Gericht der Oberfeldkommandantur 672 in Brüssel, ein weisungsabhängiges Militärtribunal, also kein unabhängiges Richtergremium, die beiden belgischen Widerstandskämpfer wegen „Unterstützung des Feindes und Besitz von Waffen und Munition“ zum Tode verurteilt. Die Nazis verschleppten sie aus dem Gefängnis St. Gilles in Brüssel über Gefängnisse in Aachen, Köln und Koblenz am 23. Februar 1944 ins Zuchthaus Bruchsal.

Die Nazis behandelten sie als „NN-Häftlinge“, festgenommen bei „Nacht und Nebel“. Sie waren „verschwunden“, sie durften keine Briefe schreiben oder empfangen, Angehörige erhielten keine Auskünfte. Für sie wie für über 7000 weitere NS-Gegner galt der ausdrückliche Befehl von General Keitel vom Oberkommando der Wehrmacht auf der Grundlage eines „Führererlasses“ vom 12. Dezember 1941, ihre „Vernichtungsspur zu verwischen“.

Im Zuchthaus Bruchsal waren die französischen beziehungsweise belgischen Widerstandskämpfer in Zellen im Keller an Händen und Füßen angekettet. Am 1. April 1944 wurden sie aus den Zellen geholt, man sagte ihnen, sie seien frei. Im Gefangenenbuch ist in der Spalte „Abgang“ kein Eintrag.

1. April 1944 – 6 Uhr morgens

Aus dem Abschiedsbrief des noch nicht einmal 20-jährigen Marcel Felicé geht hervor, dass er und seine 13 Kameraden früh am Morgen von Bruchsal nach Karlsruhe gebracht wurden, denn er notierte: „6 Uhr morgens Karlsruhe“. Vor der Exekution durch Erschießen kennzeichneten die Mörder, deren Identität noch unbekannt ist, die Herzgegend mit einem Stoffetzen. Die 14 Todeskandidaten lehnten eine Augenbinde ab.

In der Mitteilung des Gerichts an den Bürgermeister der Gemeinde Hoeilaart über die Erschießung von Marcel Felicé ist der Ort des Verbrechens genannt: „Schießplatz Fürstenberger Schlag“. Im aktuellen Stadtplan ist dieser Schießplatz nicht mehr eingezeichnet, wohl aber in den Plänen von 1952 und 1979.

In der Sterbeurkunde der Stadt Karlsruhe, ausgestellt am 21. Mai 1946, ist als Todeszeitpunkt „7.35 Uhr“ eingetragen, als Todesursache die die Nazi-Verbrechen leugnende zynische Formulierung „plötzlicher Herztod“.

1944 – 2014: erschossen – verscharrt – vergessen

Die Nazis warfen die Leichen außerhalb der Umgrenzung des Hauptfriedhofs neben dem Ein-



Reste des ehemaligen Schießstandes, in dem die Morde geschahen. Sie finden sich nördlich der Theodor-Heuss-Allee, etwa in Höhe der Einmündung der Breslauer Straße. Foto: privat

gang zum jüdisch-liberalen Friedhof in eine Grube. Wann nach der Befreiung die französischen Besatzungsbehörden auf diese Leichengrube aufmerksam (gemacht) wurden, ist unbekannt. Im Mai 1945 exhumierten und identifizierten französische Militärs die Leichen in Anwesenheit von Marie-Madeleine Fourcade, der Leiterin von „Réseau Alliance“. Am 30. Juni 1945 wurden die Leichen auf dem französischen Militärfriedhof, der ab 30. April 1945 jenseits der Ostmauer des Hauptfriedhofes zur Verfügung stand, mit militärischen Ehren bestattet. Am 3. Juli 1947 ließ die französische Militärbehörde die 14 Leichen exhumieren und überführte sie in ihre Herkunftsgemeinden beziehungsweise nach Strasbourg auf den Militärfriedhof Cronenbourg.

Beinahe vergessene NS-Mordserie

Die Hinrichtungen am 1. April 1944 im Hardtwald in Karlsruhe waren der Beginn einer Mordserie mit 231 Opfern: Am 23. Mai erschossen die Nazis in Ludwigsburg 16 Mitglieder der Widerstandsgruppe „Réseau Alliance“, am 31. August weitere 24 französische Widerstandskämpfer in Heilbronn – diesen Exekutionen gingen noch Kriegsverfahrensverfahren mit Anklageschrift und Pflichtverteidigung voraus, auch wenn das Todesurteil schon feststand, ein Geistlicher war jeweils anwesend und ein Arzt stellte den Tod fest.



Wiederbestattung der Leichen der 14 Widerstandskämpfer am 30. Juni 1945 auf dem zwei Monate zuvor angelegten französischen Militärfriedhof beim Karlsruher Hauptfriedhof.

Foto: Mémorial du „Réseau Alliance“

Ohne Anklage, förmliches Gerichtsverfahren und ohne Urteil ermordeten die Nazis in der Nacht vom 1. auf den 2. September 1944 im Konzentrationslager Natzweiler im Elsass 107 Widerstandskämpfer und -kämpferinnen per Genickschuss. In der sogenannten „Schwarzwälder Blutwoche“ Ende November 1944 holten Gestapo-Männer unter der Führung von Julius Gehrum, SS-Obersturmführer bei der Gestapo in Straßburg, die NN-Häftlinge aus den Gefängnissen auf der anderen Seite des Rheins. Sie folterten, erschossen oder erschlugen in Bühl acht, in Freiburg drei, in Gaggenau neun, in Kehl neun, in Offenburg vier, in Pforzheim 25 und in Rastatt zwölf französische Widerstandskämpfer und -kämpferinnen von „Réseau Alliance“.

„Ich kann mich heute nicht erinnern“

Erich Isselhorst, SS-Sturmbannführer und Befehlshaber der Sicherheitspolizei in Straßburg, der Verantwortliche für die 70 Morde im November 1944, und Julius Gehrum, SS-Obersturmführer und Anführer der Mördertruppe in der „Schwarzwälder Blutwoche“, wurden am 18. Mai 1947 in Straßburg zum Tode verurteilt und auch hingerichtet.

Karl Buck, Kommandant von Schirmeck und Mörder in Natzweiler, wurde in Frankreich zum Tode verurteilt, dann begnadigt zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe und 1955 in die Bundesrepublik ausgeliefert. Sieben Verfahren gegen ihn in der Bundesrepublik waren 1957 eingestellt, Karl Buck war ein freier Mann, der sich in Rudersberg in der Nähe des ehemaligen Konzentrationslagers Welzheim, dessen Kommandant er bis 1940 war, als Hühnerzüchter betätigte.

Helmut Schlierbach, SS-Sturmbannführer und Chef der Gestapo in Straßburg, der Vorgesetzte von Buck und Gehrum, hatte die „systematische Vernichtung von „Réseau Alliance“ befohlen. 1946 verurteilte ihn ein britisches Gericht wegen anderer Verbrechen zu zehn Jahren Zuchthaus, doch schon 1952 kam er frei und wurde vom Justizministerium als „Spätheimkehrer“ anerkannt, das so den Täter zum Opfer machte. Das Todesurteil eines französischen Gerichts 1954 wegen der Morde in Schirmeck blieb wirkungslos, da die Bundesrepublik ihn nicht auslieferte. Da es keine schriftlichen Befehle gab, konnte Schlierbach bei einer Vernehmung 1961 sagen: „Ich kann mich heute nicht erinnern ... hatte nie damit zu tun ... mir ist nie bekannt geworden ... ich weiß auch nichts davon ...“. Er starb 2005, geehrt mit einer Todesanzeige des Sparkassen- und Giroverbandes Hessen-Thüringen in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ für sein „außergewöhnlich großes persönliches Engagement ... Verantwortungs- und Pflichtgefühl ...“ und seine „menschliche Haltung“.

In Bühl, Heilbronn, Kehl, Offenburg und Pforzheim existieren inzwischen Erinnerungstafeln an den Orten des Geschehens. In Karlsruhe gibt es bisher keine entsprechende Würdigung der hier ermordeten französischen Widerstandskämpfer.

Die Online-Ausgabe des „Blick in die Geschichte“ enthält die bisher recherchierten Biografien von sechs der in Karlsruhe ermordeten Widerstandskämpfer sowie weitere Fotos.

Grabstätte auf einem Fächerstrahl von Manfred Koch

Dass das Grabmal des Markgrafen Karl Wilhelm, die Pyramide auf dem Marktplatz, inmitten des zentralen Fächerstrahls seiner Stadtgründung liegt, dürfte zum historischen Grundwissen in Karlsruhe gehören. Dass es aber eine zweite Grabstätte auf einem Fächerstrahl in der Stadt gibt, ist eher Spezialisten bekannt. Diese Grabstätte ist zwar mit ihrer Grundfläche von 3,10 Meter im Quadrat und 4,75 Meter Höhe durchaus imposant, sie lag jedoch bis vor zehn Jahren eher versteckt in einer Ecke des Alten Friedhofs an der Kapellenstraße.

Dort aber hatte sie sehr wohl einen herausgehobenen Platz, denn sie lag in der Verlängerung der östlichsten Radialen, der Waldhornstraße, am Ende der kurzen Hauptallee dieses Friedhofs vor einer Sandsteinmauer. Nach der Auflassung des Friedhofs 1874 wurde das Gelände zu einem mehrfach umgewandelten Park mit den erhaltenen bedeutenden Grabstätten.

Erst mit der Realisierung der stadtplanerischen Entwicklung entlang der alten Kriegsstraße Ost und der Bebauung des ehemaligen Bahnareals südlich davon endete das Schattendasein des Grabmals unter dem alten Baumbestand. Mit der Eröffnung des Neubaus für das Friedrich-List-Gymnasium 2003 an der neuen Ludwig-Erhard-Allee öffnete man mit dem Abbruch der Sandsteinmauer zum Pausenhof der Schule einen Durchgang für Radfahrer und Fußgänger zur Ludwig-Erhard-Allee. Auf dem so verlängerten Fächerstrahl steht das Grabmal nun voll im Blickfeld all jener, die hier an ihm vorbeikommen.

Für wen dieser herausgehobene Grabplatz geschaffen wurde, das verrät die immer noch zu entziffernde Inschrift auf der dem Schloss zugewandten Seite: „Johann Leonhard Walz / Geboren den 20ten Sept. 1749 / Gestorben den 8ten Decbr. 1817 / Hier als Prediger angestellt, 32 Jahre.“ Walz war aber nicht irgendein Pfarrer, sondern der langjährige Karlsruher Oberhofprediger, der dieses Amt 1792 von seinem Vater übernommen hatte. Er wurde in Lörrach geboren, als sein Vater dort noch Stadtpfarrer war. Walz genoss nicht nur das Vertrauen des Markgrafen und späteren Großherzogs, sondern auch hohe Anerkennung in der Bevölkerung.



Foto: ONUK, Bernhard Schmitt

Das rührt sicher daher, dass Walz, wie es in einer kurzen Biografie heißt, „während einer langen Reihe von Jahren allen Festen der Freude und allen Tagen der Trauer im großherzoglichen Haus und in der Residenzstadt Worte des Segens, der Erbauung und des Trostes gespendet hat.“ Seine mit einem „mächtigen Organ“ vorgetragenen Reden „suchten ergreifend und erschütternd auf das Gefühl einzuwirken.“

Der Entwurf für das 1818 aus rotem Bundsandstein errichtete Grabmal stammt von dem Weinbrenner-Schüler Christoph Arnold. Auf einem niedrigen Sockel mit einem Blattwerkfries ruht ein massiver bis auf die von zwei schmalen Vasen gerahmte Inschrift schmuckloser Kubus. Er trägt einen tempelartigen Baldachin in dessen Mitte mit Blickrichtung zum Schloss eine von dem Bildhauer Joseph Kayser geschaffene Büste des Verstorbenen im geistlichen Ornat stand. Die stark beschädigte Bronzestatuette und ein Gipsmodell dafür werden heute im Stadtmuseum aufbewahrt.

Der plastische Schmuck am Gesims des Dachaufsatzes verweist auf die antike Tradition, in der Arnold das Grabmal gestaltet hat. Es sind sogenannte Akroterien, von denen die an den Ecken mit Jupiterköpfen ausgestattet sind. Der turmartige Abschluss ist mit geflügelten Gestalten aus der griechischen Mythologie und einer Allegorie der Hoffnung verziert. Das repräsentative Grabmal „zählt zum Besten, was der (badische) Klassizismus auf dem Gebiet der Sepulkralarchitektur hervorgebracht hat.“ (G. Everke)

Aus früherer Zeit sind Spukgeschichten um das Walzische Grab vor allem aus dem angrenzenden „Dörfle“ überliefert. Der Tote sei in den ersten Tagen nach dessen Fertigstellung auf der Hauptallee des Friedhofs gesehen worden. Vorbeikommenden Bürgern soll er erklärt haben, er sei eines so prächtigen Grabes nicht würdig, man solle ihm ein anderes geben. Grund für diesen Wunsch, so wurde spekuliert, könnte die allzu große Nachsicht von Walz gegenüber dem lasterhaften Lebenswandel des späteren Großherzogs Ludwig gewesen sein.

Die Freistellung des trotz aller Spukgeschichten an seinem Platz gebliebenen Grabmals ist auch eine bewusste Referenz der Stadtplanung an die Tradition des Karlsruher Fächergrundrisses. Diese reicht aber noch deutlich weiter. Wer mit dem Rücken zu dem Grabmal den Blick auf die Bürohäuser jenseits der Ludwig-Erhard-Allee richtet, der wird bemerken, dass für den Fächerstrahl dort bewusst eine Lücke als Sichtachse zur Marie-Juchacz-Straße gelassen wurde, die den Verlauf des Fächerstrahls wieder aufnimmt.

Bücherblick

Annette Borchardt-Wenzel, Karl Wilhelm und sein Traum von Karlsruhe – Ein Badener im großen Welttheater, Casimir Katz Verlag Gernsbach 2013, 384 S., 10 Abb., 26,80 €

Wenn innerhalb eines Jahres zwei Bücher über Carl Wilhelm erscheinen – in letzterem mit K geschrieben –, zwingt dies zu einem Vergleich. Hans Merkle's Biographie von 2012 ist gekennzeichnet durch intensives Aktenstudium in verschiedenen Archiven. Er fand Quellen, die bisher nicht interpretiert wurden. A. Borchardt-Wenzel will, wie sie selbst betont, nicht als Forscherin verstanden wissen, sondern als Aufbereiterin des vorhandenen Stoffes. An ein breites Publikum wenden sich beide, wobei Merkle dem Leser Passagen des Barockdeutsch zumutet, während die Autorin „orthographische Überraschungen“ ihrem Publikum erspart. Aber mit gelegentlichem Umgangdeutsch werden die Leser bei beiden unterm Arm genommen, um auf Allzumenschliches in der Geschichte hinzuweisen.

Während Merkle sich ganz auf die Person des Markgrafen konzentriert, stellt Borchardt-Wenzel diesen stärker in das zeitgenössische Panorama. Angeregt durch den Essay von R. Alewyn, „Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Fes-

te“ will sie die Eigenarten des vielseitigen Fürsten in der Epoche des Barock mit seinen gegensätzlichen Strukturen beleuchten. Kulturgeschichtliche Exkurse zu den Kapiteln geben somit der Biografie zusätzlich Farbe und schaffen einen Unterschied zum Markgräflichen Lebensbild von H. Merkle. So wird mit einem „Ausflug im Zeitalter der Perücke“ begonnen als Symbol für das Extrovertierte im Repräsentieren, eine herausragende Pflicht der Fürsten, auch wenn die Finanzen vieles nicht zuließen. So hat die Autorin ein weites Literaturfeld gesichtet, und in Abschnitten über den „Stil der Zeit“ wird zum Beispiel über Empfängnisverhütung wie über Damenmode berichtet, über „Tabak trinken“ wie über die weit verbreitete Gier, mit Goldmachern reich zu werden.



Unter dem Titel „Zeitgenossen“ werden Schicksale wie die des Türkenlouis, einer Sybilla Augusta, vor allem der württembergischen Verwandtschaft und anderen skizziert. Nicht dass ähnliche Facetten bei Merkle fehlten, aber die Bühne für das barocke Welttheater ist hier breiter aufgestellt. Natürlich wird auch das „ridicüle Serail“ mit den so bekannten Tulpenmädchen ausführlich beschrieben samt dem Mätressenwesen jener Zeit, wobei die Verfasserin sich auf Merkle stützt. Es

fehlt zudem nicht die Gartenlust, die Tulpomanie des Naturfreunds.

Nun sind beide Bücher auch in Hinblick auf den 300. Geburtstag Karlsruhes 2015 konzipiert worden, und man sucht nach neuen Erkenntnissen zur Gründungsgeschichte. Ist diese Stadt nur ein „Betriebsunfall“, weil Karl Wilhelm anfangs nur von einem Ort, nicht von einer Stadt spricht, ja 1728 in Steintafeln einmeißeln lässt, dass diese Stadt „gegen seinen Willen“ erbaut worden sei. Ist das nur Theatralik oder brauchte er das Geld für den Schlossbau, das ihm die Stadtgründung einbringen sollte? Zu letzterem neigt Merkle, während Borchardt-Wenzel allein in einer Fußnote auf die Literatur verweist und den Leser mit rätselhaften Äußerungen nicht belästigt. Das Mehrdeutige Karl Wilhelms will sie mit dem Schlüsselwort „irdisches Dasein als Traum“ beschrieben wissen, dem sie aber später attestiert, dass er „mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Tatsachen stand.“ Im Anschluss an Alewyns Essay fällt es ihr nicht schwer, „Täuschung und Trug als Stoff zu akzeptieren, aus dem die Komödie des Lebens geboren ist“. Eine literarische Erklärung.

Borchardt-Wenzel schließt mit dem Abschnitt „Ruhe, Ruhe, Ruhe“, was auch die Leichenprediger am Totenlager des Markgrafen beschworen. Merkle summiert am Ende Carl Wilhelms Leistungen, auf denen die Nachfolger aufbauten: „Ohne Carl Wilhelm kein Carl Friedrich“. Der Verlag Regionalkultur hat Merkle's Biografie mit über 50 Abbildungen ausgestattet, da ja auch Bilder Quellen sind. Bescheidener begnügt sich der Casimir Katz Verlag mit 10 Portraits. Eine größere Zahl hätte hier dem Akzent des Theatralischen, des „Festes“ besser entsprochen. So muss man sich auf den anschaulichen, einprägenden Stil der Autorin verlassen.

Leonhard Müller

Herausgeber / Redaktion: Dr. Manfred Koch
Herstellung: Badendruck

„Blick in die Geschichte“ online ab Nr. 61/2003
unter: www.karlsruhe.de/b1/stadtgeschichte/blick_geschichte/ausgaben.de